

Das Begehren neu ordnen

Autonome Wissensproduktion in postkolonialer Perspektive

Interview mit María do Mar Castro Varela

Im Interview mit Vina Yun erläutert die Politologin María do Mar Castro Varela¹ hegemoniale Bildungsprozesse und die Bedeutung selbstorganisierter kollektiver Bildungsräume im Kontext von Antirassismus und Postkolonialismus.

Die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Spivak beschreibt Bildung als einen dialektischen Prozess von „Lernen“ und „Verlernen“. Was ist darunter zu verstehen?

Bei ihrem letzten Vortrag im Januar 2008 an der Humboldt Universität in Berlin hat sich Spivak deutlich von dem Konzept des „Unlearning“ distanziert. Das erschien erstmal überraschend, doch nachdem sie erklärte warum, wurde diese starke Distanzierung schnell klar. Nicht wenige haben wohl das Konzept des „Verlernens“ als ein Plädoyer dafür interpretiert, sich ihrer Privilegien zu entledigen und damit eine progressive Bildungsarbeit zu verfolgen. Das ist natürlich nicht nur Unsinn, sondern auch im Grunde alles andere als progressiv. Spivak plädiert dagegen dafür, sich der eigenen Privilegien bewusst zu werden und diese im Sinne einer Deprivilegierung des Selbst bei gleichzeitiger Skandalisierung sozialer Ungleichheit einzusetzen. Das klingt dann nicht mehr nach christlicher Abbuße, sondern nach politisch-reflexivem Handeln.

Wie auch immer, Spivak hat mich inspiriert über Bildung, Lernen und Wissen noch einmal neu nachzudenken. Für mich ist „Verlernen“ ein Prozess, der die sozio-politisch hergestellten Ignoranz ins Blickfeld nimmt. Was wissen wir nicht? Was wollen wir nicht wissen? Was sollen wir nicht wissen? Und warum? „Lernen“ und „Verlernen“ durchdringen sich gegenseitig, produzieren Widersprüche und Paradoxien. Für die Analyse von „Bildungsprozessen“ wie auch der „Prozesse autonomer Wissensproduktionen“ erscheint es mir deswegen unabdingbar, sich die Zusammenhänge von „Lernen“ und „Verlernen“ genauer anzuschauen und z.B. danach zu fragen, warum nur ein bestimmtes „Wissen“ abgefragt wird und wer welche Bildungsmotivationen zu welcher Zeit entwickelt. Es interessiert mich, wer wie „dumm gehalten bzw. gemacht“ wird und welches „Wissen“ als „Wissen“ von wem qualifiziert bzw. eben disqualifiziert wird.



María do Mar Castro Varela

Wie werden – rassistische, genderspezifische – Machtverhältnisse in den herrschenden Bildungsinstitutionen reflektiert?

Die öffentlichen Bildungsinstitutionen stehen immer im Verdacht, bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu reifizieren. Das stimmt wohl auch. Hier scheinen mir z.B. die pädagogischen Debatten aus den 1970er Jahren zum „heimlichen Lehrplan“ der Schulen relevant zu sein. Wenn wir betrachten, wer von den herrschenden Bildungsinstitutionen profitiert, so wird schnell deutlich, dass es immer schon und nach wie vor die Nachkommen der Bildungseliten sind, die „erfolgreich“ sind. Hier spielt es im Übrigen kaum eine Rolle, ob diese Migrantinnen sind oder Mehrheitsangehörige. In den Bildungsinstitutionen kommen diejenigen zurecht, die zu Hause gelernt haben, wie gelernt wird, wie man das Gelernte präsentiert – oder, mit Bourdieu gesprochen, die den Habitus kennen, der benötigt wird, um sich durchzusetzen. Deswegen zeigen die vieldiskutierten PISA-Ergebnisse einen deutlichen Unterschied zwischen den Mitgliedern der Arbeiterinnenschicht und der bürgerlichen Klassen. Rassismus spielt hier insoweit eine Rolle, als dass eine nicht-dominante Herkunft immer mit Diskriminierungen einhergeht – unabhängig von Klasse und Geschlecht. Und doch zeigen die Zahlen, dass Migrantinnen, deren Eltern akademische Ausbildungen vorweisen können, sich zumeist auch in den Einwanderungsländern durchsetzen. Der „heimliche Lehrplan“ verfügt aber eben nicht nur über eine disziplinarische, repressive Seite, sondern ist auch deutlich rassistisch und eurozentrisch eingefärbt. Wer „gut lernt“, lernt eben auch, welche sozialen Ungleichheiten

und Gewaltformen legitim sind und warum es kein Verbrechen zu sein scheint, sich die eigene privilegierte Position zunutzen zu machen, um sich ein „schönes Leben“ aufzubauen. Dafür muss frau auch ein aktives „Wegschauen“ lernen. Das funktioniert in den Schulen ganz gut. Althusser hat dies pointiert vorgebracht, in dem er schrieb, dass die Bildungsapparate durchaus Fähigkeiten vermitteln, aber in Formen, die die Unterwerfung unter die herrschende Ideologie oder die Beherrschung ihrer Praxis sichern. Während die einen also lernen sich zu unterwerfen, lernen die anderen die Praxis des Unterwerfens.

Spivak beschreibt Bildung dagegen als den Versuch, die Begehren der Schülerinnen neu zu ordnen, ohne dabei auf Mittel der Unterwerfung zu rekurrieren. Eine Unmöglichkeit, die einen Versuch wert ist.

Welche Bedeutung hat dann selbst organisierte, autonome Bildung, insbesondere in einem feministischen und migrantischen Kontext?

Ohne Formen autonomer Bildung ist meines Erachtens Widerstand kaum möglich. Es ist gerade im Feld des kollektiven autonomen Lernens, in dem wir mit den gelernten und sozial belohnten Ignoranzen konfrontiert werden. Insofern beobachte ich mit Sorge das Verschwinden von Räumen alternativer Wissensproduktionen, die sich außerhalb des Hochschulcampus, der Schulen und auch außerhalb von Praktikumsstellen befinden. Ich denke, es besteht eine dringende Notwendigkeit, offenere und geschlossene Räume zu ermöglichen. Erstere fragen nicht nach formalen Qualifikationen, während letztere notwendig sind, um einen unzensurierten, offenen Diskurs über die eigenen Verletzlichkeiten und erlittenen Verletzungen zu initiieren, der das Widerstandspotenzial erweitert und die Widerstandsstrategien pluralisiert. Weil eine von postkolonialer Theorie inspirierte Pädagogik das infrage stellt, was in den Bildungs- und Kulturmaschinen oft unhinterfragt bleibt, kann ihre Praxis eine irritierende Erfahrung für alle werden, die daran teilnehmen. bell hooks schreibt, dass sie zur Theorie gekommen ist, weil die Schmerzen, die ihr zugefügt wurden, so intensiv waren, dass sie das Gefühl hatte, nicht mehr leben zu können. Theorie war für sie ein Weg zu verstehen und auch eine Möglichkeit, um die unaushaltbaren Schmerzen in den Griff zu bekommen. hooks verwehrt sich damit gegen einen kruden Antiintellektualismus, der Theorie als Nur-Quelle von Gewalt und nicht auch als Praxis der Befreiung betrachten kann. Selbst organisierte kollektive Bildungsräume können Räume sein, in denen Theorie und Praxis in ihrer Verbundenheit miteinander gesehen werden, in denen Theorie als akut relevant erkannt wird.

Gibt es so etwas wie „widerständiges“ Wissen? Wie verändert sich dieses mit seiner Institutionalisierung?

Jedes Wissen ist gewissermaßen widerständig, insoweit es sich einem anderen Wissen entgegenstellt. Die Frage bleibt, welches „Wissen“ wie produziert werden kann. Wo und wie können Räume geschaffen werden, in denen nicht innovativ, sondern experimentell und im Sinne einer Theorie der Gewaltfreiheit das Denken erprobt werden kann. Wie können wir Denken lernen und über dieses Denken sprechen? Wo wird diesem nicht-hegemonialen Denken zugehört? Hier geht es dann eben nicht nur um die Frage der „Institutionalisierung“, sondern v.a. um Mikropolitiken à la Foucault, die sich nicht aus den Institutionen rausschleichen können. Eine von postkolonialer Theorie inspirierte „Pädagogik“ richtet ihren Blick dabei insbesondere auf die gelernte Vergessenheit, auf die aktiv produzierten Amnesien und deren Komplizenschaft mit dem imperialistischen Projekt. In den Hochschulen wie auch in den katholischen Kindergärten kann „Wissen“ sich immer auch widerständig gegen die „Institution“ selbst wenden. Wie sonst wäre es möglich, dass viele „Revolutionen“ ihren Beginn in konservativen Bildungsinstitutionen fanden.

In Zusammenhang mit Migration werden die Themen Bildung und Wissen in der Regel in Bezug auf „Sprachdefizite“ von MigrantInnen und ihre erforderliche Qualifizierung für den heimischen Arbeitsmarkt diskutiert. Welche Perspektiven kann ein alternativer Bildungs-/Wissensbegriff eröffnen?

Die so genannte Integrationsdebatte bildet aktuell gewissermaßen die Spitze in der Palette der Versuche, Migrantinnen zum Schweigen zu bringen. Auffallend ist schon, dass von „Sprache“, aber nicht vom „Sprechen“ die Rede ist: Migrantinnen sollen die dominante Sprache erlernen, sie sollen aber nicht sprechen, d.h. politisch partizipieren. Insofern ist die Debatte um „Sprachdefizite“ eine entscheidende, die im Grunde eine Legitimierung für das „Nicht-Zuhören“ der hegemonialen Gruppen ist. Immer wieder wird gesagt, dass frau Migrantinnen nicht verstehen kann, weil diese sich nicht artikulieren können. Tatsache ist, dass der eigene Monolinguisimus selten problematisiert wird und erschreckend, wie schnell es zu einem Kommunikationsabbruch kommt: Zwei falsche Artikel, ein starker Akzent, zwei Sätze zuviel ... und schon wird behauptet, dass es unmöglich sei, die Person zu verstehen. Was tatsächlich fehlt, ist häufig „der Wille zu verstehen“, der „Wunsch zuzuhören“. Dies hat natürlich auch damit zu tun, dass ein Zuhören der Anderen selten profitabel ist, wenn es sich nicht um „information retrieval“ handelt. Auf der anderen Seite kann es wohl kaum darum gehen, eine Verweigerung der „Sprachaneignung“ zu propagieren. Allerdings, das wissen wir seit Paulo Freire, bittet der Prozess der „Sprachaneignung“ ein exzellentes Terrain, um widerständiges Denken zu lernen.

Wie Spivak sagt, geht es wohl in erster Linie darum, Regeln zu brechen. Wer Regeln bricht, ermöglicht neue Räume, die gewaltfrei sind, weil sie paradoxerweise zulassen, dass Gewalt thematisiert wird, und eine kritische Ungeduld produzieren, die das So-wie-es-ist infrage zu stellen wagt.

Anmerkung:

1 Maria do Mar Castro Varela ist Professorin für Gender und Queer Studies an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Zusammen mit Nikita Dhawan hat sie 2005 „Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung“ herausgegeben, 2007 erschien „Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und gelehrter Hoffnung“ (transcript).



Recherchegruppe zu Schwarzer österreichischer Geschichte und Gegenwart